DIE FACKEL

Die Riesentanne

Gesprochen am 9. Oktober

(Was eine Zeitung an Bäumen verschlingt.) »Was die Natur in 400 Jahren hat wachsen lassen, verbraucht eine Zeitung von 100.000 Exemplaren in acht Tagen.« Diese erstaunliche Berechnung wird in einem Beitrag des ‚St. Hubertus' aufgestellt. Um einen Doppelzentner Papier herstellen zu können, braucht man ungefähr 62 1/2 Kilogramm Holzstoff. Aus einem Kubikmeter Holz werden 10 Doppelzentner Holzstoff gewonnen. Jede Zeitungsnummer, die in einer Auflage von 100.000 Exemplaren erscheint, kostet täglich das Holz, das in einem Jahre auf einem Hektar wächst. Eine der größten Tannen im Fichtelgebirge befindet sich in Warmensteinach; sie ist 30 Meter hoch und hat einen Umfang von 5 Meter. Um sie zu umschreiten, braucht man 36 Schritte, und in einer Höhe von 1 Meter hat sie einen Umfang von 4 1/2 Meter. Diese Riesentanne, die 400 Jahre alt ist, hat eine Stammholzmasse von 32 Kubikmeter, würde also 320 Doppelzentner Holzstoff liefern. Diese Menge verbraucht eine Zeitung von 100.000 Exemplaren in acht Tagen zur Fabrikation ihres Druckpapiers, und so verschlingt sie also in acht Tagen, was die Natur in 400 Jahren hervorgebracht hat.

Wenn man bedenkt, daß Goethe in der Andacht eines Wunders wie es jene Tanne ist, in der Nacht zum 7. September 1780 »Über allen Gipfeln ist Ruh« und daß die ‚Reichspost' am Abend des 2. Oktober 1920 das Folgende geschrieben hat:

An alle Eck' und End'
Redet man mit die Händ' —
Nach östlichem Brauch.
Das Deutsche längst schon verhallte.
Warte nur, balde
Mauschelst du auch.

dann möchte man nicht nur vor der Entscheidung, ob einem die Erhaltung der Tanne von Warmensteinach oder die Schöpfung von acht Tagen der Reichspost lieber ist, schwanken, sondern auch der Überzeugung Ausdruck geben, daß ein Heuschreckenschwarm von Handeljuden nicht mehr schuld sein kann,

DIE FACKEL

Nr. 552/553 OKTOBER 1920 XXII. JAHR

Die Riesentanne

Gesprochen am 9. Oktober

(Was eine Zeitung an Bäumen verschlingt.) »Was die Natur in 400 Jahren hat wachsen lassen, verbraucht eine Zeitung von 100 000 Exemplaren in acht Tagen.« Diese erstaunliche Berechnung wird in einem Beitrag des ‚St. Hubertus' aufgestellt. Um einen Doppelzentner Papier herstellen zu können, braucht man ungefähr 62 1/2 Kilogramm Holzstoff. Aus einem Kubikmeter Holz werden 10 Doppelzentner Holzstoff gewonnen. Jede Zeitungsnummer, die in einer Auflage von 100 000 Exemplaren erscheint, kostet täglich das Holz, das in einem Jahre auf einem Hektar wächst. Eine der größten Tannen im Fichtelgebirge befindet sich in Warmensteinach; sie ist 30 Meter hoch und hat einen Umfang von 5 Meter. Um sie zu umschreiten, braucht man 36 Schritte, und in einer Höhe von 1 Meter hat sie einen Umfang von 4 1/2 Meter. Diese Riesentanne, die 400 Jahre alt ist, hat eine Stammholzmasse von 32 Kubikmeter, würde also 320 Doppelzentner Holzstoff liefern. Diese Menge verbraucht eine Zeitung von 100.000 Exemplaren in acht Tagen zur Fabrikation ihres Druckpapiers, und so verschlingt sie also in acht Tagen, was die Natur in 400 Jahren hervorgebracht hat.

Wenn man bedenkt, daß Goethe in der Andacht eines Wunders wie es jene Tanne ist, in der Nacht zum 7. September 1780 »Über allen Gipfeln ist Ruh« und daß die ‚Reichspost' am Abend des 2. Oktober 1920 das Folgende geschrieben hat:

An alle Eck' und End'
Redet man mit die Händ' —
Nach östlichem Brauch.
Das Deutsche längst schon verhallte.
Warte nur, balde
Mauschelst du auch.

dann möchte man nicht nur vor der Entscheidung, ob einem die Erhaltung der Tanne von Warmensteinach oder die Schöpfung von acht Tagen der Reichspost lieber ist, schwanken, sondern auch der Überzeugung Ausdruck geben, daß ein Heuschreckenschwarm von Handeljuden nicht mehr schuld sein kann,

daß das Deutsche längst schon verhallte, als ein einziger deutsch-christlicher Journalist, der vielleicht weiß, daß sein Humor Schweißfüße hat, aber nicht, daß man sie beim Betreten eines Heiligtums abzulegen hat. Ich war mein Lebtag in einem Satz ein besserer Antisemit als diese ganze gottverlassene Bande von Zeitungschristen, die die Judenpresse um das Talent der Korruption beneiden, in zwanzig Jahrgängen. Aber wer je gezweifelt hat, daß mein Haß gegen den jüdischen Journalismus nicht Raum für eine Verachtung des christlichen habe, der war entweder ein jüdischer oder ein christlicher Journalist. Seine Verächtlichkeit ist nicht allein in dem talentlosen Bestreben, die Schlechtigkeiten des jüdischen Journalismus zu erreichen, begründet, sondern auch in der grenzenlosen geistigen Armut einer polemischen Haltung, die mit jedem Versuch eines Gegenbeweises den Glücksfall der Korruption erhärtet. Die giftige Stupidität, die weder einen wahren noch einen deutschen Satz zuwegebringt, ist wohl ein vernichtenderes Dokument als alle jene zusammen, die zum Nachweis des christlichsozialen Verrats an der Republik produziert wurden, und der bloße Einwand, der den Beweis eines Betrugs, der uns allen an die Gurgel geht, durch den Vertrauensmißbrauch eines Gesandtschaftsbeamten zu entwerten sucht, gehört in die Reihe ~~von~~ Blödmachereien, für welche man die Lettern, die sich dem Unternehmen nicht geweigert haben, ohr eigen möchte. Was wiegt aber alle politische Verderbnis gegen die geistige Unsauberkeit, die noch am gemeinsamen Pranger der Preßkorruption den spezifisch deutsch-arischen Humor nicht verliert und aus einem dieser Sprudelgeister, die »Spadifankerl« oder »Oha« heißen, Dialoge zwischen dem »Datteleben« und seinem »Moritzche« hervortönt oder das hinreißende Wort von den »Kohnnationalen«? Was bedeutet die Lüge jedes Atemzugs dieser Politik gegen den Kretinismus ihrer Argumente? Eines für alle:

Die Wiener Hofhaltung der Bela Kun und Genossen verschlang österreichische Steuergelder in einer Höhe, neben der sich die vorrevolutionäre kaiserliche Zivilliste wie ein Zwerg ausnimmt.

Abgesehen davon, daß diese Zivilliste sich zu einer Militärliste und somit in jeder Hinsicht zu einer Verlustliste ausgewachsen hat und daß die Existenz der Bela Kuns eine ebenso hoffnungslose wie naturnotwendige Folgeerscheinung der Existenz von Habsburgern war, ist der Pfiffikus, der einem Abgeordneten eine Geldstrafe von 2000 Kronen vorwirft, die nach dem heutigen Geldwert 100.000 Kronen betrage, und sich gleichzeitig der Hoffnung hingibt, daß die Habsburger heute nicht teurer sein werden als vor ihrem Krieg, schon seine ungarische Million wert. Aber er leugnet ja die Schuld der Habsburger an dem valutarischen Zusammenbruch und ist überzeugt, daß man der Schmach nur die Krone aufzusetzen brauchte, um diese in die Höhe zu bringen. Er läßt darum gleich daneben jenen talentlosesten Zeichner der Welt, der die letzten Züge Österreichs noch entstellt hat, als wären es nicht ohnedies schon Furchen gewesen, die ein Schönpflug zog, eine Szene abbilden, wie ein Weib aus dem Volke, auf eine Gruppe von Pazifisten weisend, einem Invaliden zuruft: »Siehst, Franzl, denen da verdanken wir unser Unglück, den verlorenen Krieg und den Elendsfrieden!« Daß der Invalide seine geraden Gliedmaßen behalten hätte, wenn die Monarchie, was Gott verhütet hat, heil aus dem von ihr gelegten Weltbrand hervorgegangen wäre, wird nicht geradezu bewiesen, aber immerhin plausibel gemacht. Trotzdem stehts fest wie eine Riesentanne, solange sie nicht der Kulturschinder holt: daß nicht so sehr jene an einem verlorenen Krieg schuld sind, die ihn beenden wollten, da er nicht mehr zu gewinnen war, als jene, die ihn geführt, die ihn begonnen und die ihn begehrt haben. Und so wahr eine Tanne für die Kultur mehr bedeutet als eine Auflage der Reichspost, die ihr aus dem

Herzen geschnitten ist, sage ich: Heinrich Lammasch, der Christ, der geschmäht und verlassen von den Gelbkreuzchristen starb, hat, als er von St. Germain keinen Menschheitsfrieden, nur den Fluch heimbrachte, der Konnationale der Reichspost zu sein, mir auf meine Bemerkung: der schmachvollste Frieden könnte uns so tief nicht demütigen wie der Verzicht des Feinds auf die Auslieferung der Kriegsjournalisten und wir müßten selbst gegen seinen Willen darauf bestehen, daß der Benedikt vor einen internationalen Gerichtshof gestellt werde — mit der ganzen Leidenschaft seines gebrochenen, aber wie eh und je menschheitsfreundlichen und kriegsfeindlichen Herzens geantwortet: Aber der Funder auch! — Und wenn wir so erfahren, wie diese Zeit die Menschen verschlingt und eine Zeitung die Bäume, ihre Hülle in acht Tagen, was die Natur in vierhundert Jahren, ihre Fülle an einem, was sie seit Ewigkeit hervorgebracht hat; und wenn wir nicht mehr unterscheiden können, ob was da kreischt die jüdische oder die christliche Axt ist; und wenn wir schaudernd den Tag erwarten, wo wir den Wald vor lauter Blättern nicht mehr sehen werden — dann mögen wir uns fragen, ob wir uns den Schlaf dieser letzten Nacht nicht aus den Augen reiben wollen und mit einem Aufblick zur Natur uns vergewissern, wer wir einst waren, eh uns der Teufel holte, mit dem Angstruf Rettet die Riesentanne! aus dem Zeitungskäfig ausbrechen, losreißen uns von aller Pest und Politik und dann, solang' die Welt noch brennt: die Presse, an der er entzündet ward, hinein in den Weltbrand!

— 5 —

Die Gefährten

Gesprochen am 3. Oktober

Da ist mir im Juli-Heft der Fackel etwas Unangenehmes passiert, indem ich nämlich, dieweil ich einem andern eine Grube grub, selbst hineinfiel. Ja, dieses bekannte Experiment hat sich in einer so beispielmäßigen Weise an mir vollzogen, daß das Sprichwort geradezu von meinem Abenteuer abgeleitet scheint, das denn auch ganz gewiß in einer künftigen Fibel für Literaturbuben die zugehörige Illustration bilden wird. Daß daneben auch noch Hochmut vor dem Falle gekommen ist, versteht sich mehr minder von selbst und man wird schon sehen, wie kleinlaut ich geworden bin, nachdem der Bogen, der allzu straff gespannt war, zersprungen ist. Ich bin noch ganz verwirrt von den Ereignissen, die sich überstürzt haben, von der Enthüllung meiner Tat wie von jener Spannung, die einer Erleichterung drückenden Schuldbewußtseins weicht und fast einem Dankgefühl an die Nemesis, die mit der Sühne doch zugleich die Ordnung einer ethisch gerichteten Natur herstellt. Was ich getan habe, ist nur aus jener durch den Beifall meiner Anhänger genährten Eitelkeit zu erklären, die die Zügel verloren und gewähnt hat, sich vor einer literarischen Generation, die noch ein sittliches Gewissen hat, rein schon alles erlauben zu dürfen. Da war ich denn so unvorsichtig, einem jungen Mann, der, wie sich jetzt herausstellt, in durchaus selbstloser Weise der Verbreitung Jean Pauls dienen wollte, indem er für dessen Namen seinen eigenen über eine Arbeit Jean Pauls setzte, einen Vorwurf daraus zu machen, in völliger Unkenntnis seiner lauteren Absichten und auf den bloßen Augenschein hin, weil ich eben ein Werk Jean Pauls unter einem anderen Pseudonym gedruckt fand — und in demselben Heft, in dem ich den Fall erörterte und mich unterfing, ihn zum Maß der moralischen Verwahrlosung unseres Geisteslebens zu machen, bitte in demselben Heft — wenn es nicht wahr wäre, man würde es nicht für möglich halten — passiert es mir, daß ich unter dem Titel »Apokalypse« Verse zusammenstelle, von denen kaum mehr als höchstens 14 ganz von mir sind, während also die überwiegende Mehrzahl

aus einem Wortmaterial hergestellt ist, das sich in der gleichfalls unter dem Namen Apokalypse bekannten Offenbarung Johannis unschwer nachweisen läßt und denn auch tatsächlich nachgewiesen wurde. Und zwar unwiderlegbar und an Hand einer tabellarischen Gegenüberstellung, ganz in der Art wie ich es soeben mit dem wohlgemeinten Versuch eines Jean Paul-Forschers unternommen hatte, der doch nichts getan hat als mit dem jedem Wiener Leser geläufigen Jean Paul die Unbildung einer Wiener Zeitschrift auf die Probe zu stellen. Dagegen ist es nunmehr festgestellt, daß ich, der ich doch nicht meine eigene Zeitschrift zu dupieren vorhatte, mit dem besten Erfolg auf die Bibelunkenntnis der Wiener Intellektuellen spekuliert habe, und diese sind nunmehr entschädigt durch eine literarische Sensation, die sich in umso raffinierterer Weise gegen mich kehrt, als sie schon durch die räumliche Nachbarschaft meines eigenen verunglückten Enthüllungsversuchs es ermöglicht hat, mit jedem Wort, das ich zum Nachweis des angeblichen Jean Paul-Plagiats in die Luft sprach, mich selbst ins Mark zu treffen. Der Nachweis ist so verblüffend, daß der aufgeklärte Leser schon die Unbefangenheit erstaunlich genug finden muß, mit der ich nicht nur den Wortbestand der Bibel, sondern auch ohne die geringste Bemühung um einen neuen Tonfall den biblischen übernommen habe, in der Hoffnung, man werde es nicht bemerken. War es mir aber schon zuzutrauen, daß ich ohne Quellenangabe — während ich in der »Chinesischen Mauer« mich wenigstens noch der ehrlichen Anführungszeichen zum Zitieren bediente — in einem Gedicht von mir Wort und Ton des neuen Testaments verwenden und damit den Versuch machen werde, die Kenner des alten zu täuschen, so ist es doch schier unbegreiflich, daß ich die Tat nicht wenigstens von dem Unterfangen, einen andern des Diebstahls zu beschuldigen, vorsichtig zu separieren bestrebt war, und es gibt eben, wenn ich nicht zugeben will, daß ich vor einem Rätsel stehe, dafür höchstens die eine Erklärung, daß ich gerade durch die an die Leser gerichtete Aufforderung »Haltet den Dieb!« mir eine Deckung für die eigene Tat erhofft hatte. Der Mann nun, der sich unter dem unerträglichen Drucke meiner Wortmacht, gegen die er das beleidigte Recht schützen wollte, nicht nur verpflichtet gefühlt hat, einem jungen

der heiligen Schrift bekreuzigt, mit jenem Gütigen, der mir, ausgerechnet, zu Demut und Nächstenliebe zuredet. Aber ist denn nicht auch der Scherzbold, der mich einen »alten Klassikaner« nennt, identisch mit jenem Ehrfürchtigen, der auf einem Widmungsblatt »dem Menschen und Herausgeber der Fackel dankt, Karl Kraus, den Klassiker, in tiefster Verehrung grüßt, so gut er konnte«? Er konnte gut. Er ist mir jetzt dahinter gekommen, aber er hat es immer gut können. Heute erkennt Herr Ehrenstein noch an, daß ich, seitdem er meinem Lebenskreise entrückt ist, als Stilist durch Fleiß Fortschritte gemacht habe, wiewohl ich doch nicht mehr Gelegenheit hatte, meine Stilkunst an seinen Manuskripten zu üben; er möchte aber meinen Charakter vollkommener, reiner. Über Charakterfragen bin ich sehr gerne bereit mich mit ihm auseinanderzusetzen. Für Sprachprobleme lehne ich seine Kompetenz ab. Daß die hundert Verse der »Apokalypse«, auch wenn nicht ein Wort darin von mir wäre, dennoch von mir wären, darüber werde ich ihn vergebens belehren, so wenig wie ich ihm begreiflich machen würde, daß ein Gedicht, das ein Expressionist schreibt, auch wenn jedes Wort von ihm ist, doch nicht von ihm ist. Ich behaupte sogar, daß sich zwar der Polemik, die Herr Ehrenstein gegen mich unternommen hat, ein Saphir schämen würde, weil sie eben in der Hauptsache von Ehrenstein ist, daß aber ihre letzten zwei Absätze, in denen doch auch jedes Wort von Ehrenstein ist, von Jean Paul sind, von eben jenem Jean Paul, den sein Gefährte bestohlen hat, und er täte nun gut, meinen Satz von den »Literaten, denen etwas angeflogen kommt, und von dem ehrlichen Plagiator, der mir lieber ist«, daraufhin noch einmal zu lesen, um zu verstehen, wie er richtig anzuwenden wäre. Er hat sich die Mühe genommen, sämtliche Worte aus der Luther-Übersetzung herauszuschreiben, aus denen mein Versstück »Apokalypse« besteht, er tadelt jene Wendungen, in denen ich von Luther abweiche, denn er hat nicht gewußt, daß sie nicht von mir, sondern — wie jene verhöhnte Stelle von den 200 Millionen, die nüchterner als bei Luther, aber wegen der Kongruenz mit einer vorgestellten Chinesenmacht bevorzugt — aus der Übersetzung des van Eß sind. Er hat sich dieser ganzen kritischen Arbeit unterzogen und war auch nicht

Leander

Der Gott des Lachens

Der mir gelungene Wahrheitsbeweis des Herrn Ehrenstein für seine Plagiatsbeschuldigung läßt aus einem Hausiererbinkel, das von Ethos geballt ist, noch die Ankündigung eines weiteren »pädagogischen Versuchs« herauslugen, eines »witzigen Idylls«, das, wie wir erfahren, den Respekt meiner Anhänger vor mir »herabgemindert hätte«, dessen Veröffentlichung aber »vorläufig« unterblieben sei. Sie dürfte überflüssig sein, da, wie ich höre, Gottseidank ohnehin schon viele meiner Anhänger durch die Evidenz meines Plagiats abspenstig geworden sind, und für den Rest von meinem weiteren publizistischen Verhalten abhängen, von dem ich aber beteuern kann, daß es seinerseits durchaus unabhängig ist, nämlich von Ankündigungen wie Erfüllungen, von der Rücksicht auf mein Nervenwohl oder meine Bequemlichkeit und selbst von der Möglichkeit, daß Herr Sonnenschein in einer Prager Räteregierung das Ressort Handel übernimmt und Herr Ehrenstein in Wien den Kultus, oder von sonst irgendeiner kosmischen Veränderung in der zeitgenössischen Literatur. Und wenn sich die Rebellion der Impotenzen, die sich am Satzbau austobt und darum naturnotwendig mit mir, an mir sich auseinandersetzen muß, zu einer solidarischen Kundgebung des Schleimes aller Literaturzentren gegen mich entschließen sollte und wenn die Wiener Buchhändler so schlau wären, nicht nur den Beweis, daß ich die Bibel benützt habe, in ihre Schaufenster zu hängen, sondern sie ausschließlich mit allen Läusen in meinem Pelz statt mit diesem selbst zu schmücken, so werde ich — und dies ist die einzige Drohung, zu der ich mich entschließen könnte — höchstens zu dem Mittel greifen, das seit dem seligen Kerr das alttestamentarische Wunder der Ausrottung bewirkt hat: es abzudrucken. Denn es ist ein Geheimnis der Vorbestimmung, daß eben die Literatur, die ehedem nur in meinem Druck gelebt, dann unter meinem Druck gelitten hat, wieder in meinen Druck eingehe, und es kommt der Tag, wo sich selbst die Kretins, die heute mit Buchhändlerzuschlag auch die Enthüllung kaufen, daß ich die Fackel herausgebe, betrogen fühlen werden, da es sich herausstellen wird, daß es wahr ist und daß sie sichs eigentlich immer schon gedacht haben. Gäbe es Staatsanwälte, die den Literaturbetrug ernst nehmen, so wären die Schaufenster

der modernen Buchhandlungen zur Halbscheit leer. Mindestens würden sie auf die Aufklärung des Widerspruchs dringen, warum dem geistigen Konsumenten, der doch in den meisten Fällen geistig unmündig ist, für einen schlecht geschriebenen Nachweis, daß ich die Offenbarung Johannis benützt habe, dreißig Kronen abgenommen werden sollen, aber für jenes Heft der Fackel, aus dem sie es selbst ersehen können und das in seinem dreimal stärkeren Umfang viel bessere Aufschlüsse über das Wesen des Plagiats enthält, nur zehn, und sie würden höchstens die fackelfreien Buchhandlungen, die dem Publikum die Erkenntnis, daß ich Sätze aus der Apokalypse entnommen habe, nicht direkt zugänglich machen können, straflos ausgehen lassen. Dagegen haben sie von gesetzeswegen die Möglichkeit, in dem folgenden Fall einzuschreiten:

Schutz des Urheberrechtes § 53:

Wer in der Absicht, zu täuschen, ein fremdes Werk mit seinem eigenen Namen oder ein eigenes Werk mit dem Namen eines anderen versieht, um dasselbe in Verkehr zu setzen, oder wer wissentlich ein solches Werk in Verkehr setzt, macht sich, auch wenn kein Eingriff in ein Urheberrecht vorliegt, eines Vergehens schuldig, insofern nicht strengere Bestimmungen des Strafgesetzes eingreifen.

Die Strafe des Vergehens ist 100 fl. bis 2000 fl. an Geld oder Arrest von einem bis zu sechs Monaten.

Des Vergehens, ein eigenes Werk mit dem Namen eines anderen zu versehen, wäre ich — wenigstens nach meiner Auffassung von der schöpferischen Veränderung, die ein fremdes Manuskript durch meine Redaktion, ja schon durch den Druck der Fackel erlebt — hinreichend oft schuldig geworden, wenn mir auch noch die Absicht zu täuschen hätte nachgewiesen werden können. Daß das österreichische Urhebergesetz eben diesen wie insbesondere den umgekehrten Fall, daß einer ein fremdes Werk mit seinem eigenen Namen versieht, auch dort, wo kein Eingriff in ein Urheberrecht vorliegt, also der Autor schon länger als dreißig Jahre tot ist, vorgesehen hat und selbst gegen Autoren, die noch nicht dreißig Jahre leben, habe ich nicht gewußt, als ich den Aufsatz »Ein neuer Mann« schrieb, und somit dem Gesetzgeber Unrecht getan. Auch in einer andern tatsächlichen Bemerkung enthält der Aufsatz einen Irrtum, auf den ich durch das folgende Schreiben aufmerksam gemacht werde:

Wien, am 9. August 1920.

Sehr geehrter Herr!

Die gefertigte Direktion gestattet sich, Ihnen den wärmsten Dank dafür auszusprechen, daß Sie durch Ihren Aufsatz »Ein neuer Mann« im Juliheft der ‚Fackel' auf das Plagiat aufmerksam gemacht haben, das Herr Georg Kulka in die Blätter des Burgtheaters einzuschmuggeln verstanden hat.

In der Anlage finden Sie eine Abschrift der von der gefertigten Direktion gegen Georg Kulka erstatteten Strafanzeige.

Die gefertigte Direktion gestattet sich, Sie schließlich darauf aufmerksam zu machen, daß in Ihrem Aufsatze ein allerdings durchaus begreiflicher Irrtum enthalten ist. Auf Seite 65, Abschnitt 3, 2. Zeile, sprechen Sie von den »staatlich subventionierten Blättern des Burgtheaters«. Die gefertigte Direktion gestattet sich mitzuteilen, daß die Blätter des Burgtheaters nur für das erste im Selbstverlage herausgegebene Heft einen Zuschuß von Seite der Verwaltung des Hofärars erhalten haben, daß aber seit der Übernahme des Verlages durch die Firma Strache diese für die gesamten Kosten der Zeitschrift aufkommt. Die gefertigte Direktion würde es dankbar begrüßen, wenn Sie in einer Ihnen geeignet scheinenden Form die Leser der ‚Fackel' von dem Inhalt dieses Schreibens in Kenntnis setzen wollten.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Die Direktion des Burgtheaters.

Noch die vollbrachte Tat zeigt zweierlei Antlitz. Ein andres dem Gerechten, der sich des Kulka erbarmt und mit mir um eben dessen willen ins Gericht geht, wofür mir die Direktion des Burgtheaters dankt, um mit dem Kulka zu Gericht zu gehn. Ehrenstein, durch und durch erfüllt von der christlichen Mahnung, daß ich nicht richten möge, auf daß er nicht gerichtet werde, tadelt mich, weil ich »dem schwer geschädigten Georg Kulka« — er meint wohl: durch meine Veröffentlichung, nicht durch sein Jean Paul-Plagiat geschädigt — »keinerlei Möglichkeit einer Erklärung oder Aufhellung seiner Tat gegeben hatte«, einer Tat, die doch in der Verteidigung des Herrn Ehrenstein so unantastbar dasteht, daß man eigentlich nicht begreift, was es da noch zu erklären oder aufzuhellen gegeben hätte. Auch ist kaum begreiflich, wie ich die Aufhellung hätte herbeiführen sollen, da mir doch die Möglichkeit, einen Staatsbürger als Beschuldigten vorzuladen oder vorführen zu lassen, verschlossen ist und ich selbst durch eine schlichte Erkundigung bei Herrn Kulka, was denn sein Name unter einem Werk von Jean Paul bedeuten solle, eher den Anschein einer kriminalistischen Untersuchung erweckt hätte als durch die kulturkritische Darstellung

des Falles, der doch, soweit das menschliche Auge einen Tatbestand zu überblicken vermag, nicht zu mißdeuten war. Mir blieb keine andere Untersuchung übrig, als die der Möglichkeit, daß der Plagiator in den zwei Monaten, die seit der Tat verflossen waren, am Tatort oder wo anders sich zu der Sache gestellt hatte oder gestellt worden war, und nach dem negativen ~~Ergebnis~~ dieser Erhebung nur die Publikation. Eine vertrauliche Anfrage bei Herrn Kulka hätte vermutlich kein besseres ~~Ergebnis~~ erzielt als die Ermittlung der Argumente, die jetzt die Herren Ehrenstein und Kulka zur Verteidigung vorbringen und die, ohne die Tat in einem andern Licht erscheinen zu lassen, den Verteidiger belasten und noch weit besser die Kritik eines verlotterten Literaturlebens gerechtfertigt hätten als der Fall selbst. Vollends die sittliche Entrüstung des Herrn Ehrenstein, daß ich mich »keineswegs mit einem Zaunpfahl begnügte«, weist mit eben diesem auf den Tiefstand eines publizistischen Ethos, das mit der »vorläufigen« Polemik sein Auskommen findet, wie auch eines geistigen Niveaus, auf dem der Zaunpfahl wie folgt definiert wird: »Georg Kulka scheint Jean Paul bestohlen zu haben, er rechtfertige sich!« Als ob der Aufsatz, als ob selbst das Strafgericht eine strengere Forderung stellte!

Wie aber die Tat immer beurteilt werden möge, als mildernd muß in Betracht kommen, daß der »Reinertrag« der Verteidigung, der mindestens als Ertrag, wenn schon nicht als rein nachweisbar wäre, der »ersten Jean Paul-Ausgabe« zufließen soll, während ich, dem bekanntlich »Rosa Luxemburg eine Konjunktur ist«, schon durch den Umstand, daß ich so viele Literaturgeschäfte ermögliche, verdächtig bin, selbst eins zu haben. Warum neide ich's dann jenen? Warum will ich ihnen die Karriere verderben, die sie noch dadurch machen, daß ich sie ihnen verderbe? »Er gönne Ruhe den Unruhigen«, mahnt Ehrenstein, der seinen Nächsten liebt wie sich selbst, »und lasse feist werden an ihrem Platz die Schwämme, bis sie platzen«. Denn die Schwämme hätten am liebsten, daß man mit einem Schwamm drüber! an ihnen vorbei zur Tagesordnung schritte, anstatt sich aufzuhalten, daß der Staat sich nicht darum schere, wenn die Kultur sich im Blätterwald den Tod holt. »Es ist ein Wunder, daß Georg Kulka noch lebt«, beteuert im Gegenteil Ehrenstein, den das Leiden der Kreatur ergreift und der »angeekelt, empört war, als ich für mein eigenes Vergehen

Georg Kulka kreuzigte«. Aber es wird kein Wunder sein, daß Georg Kulka noch schreibt. (Ein Gekreuzigter, für den Herr Ehrenstein ausnahmsweise eine »kräftige Reklame« verdient findet.) Denn nichts ist unaustilgbarer als ein Name in einem modernen Literaturkatalog und nichts berechtigt heute mehr zum Faktor im Geistesleben als der Beweis, daß einer dort nichts zu suchen hat. Ehrenstein, der mir seinen Dank dafür, daß ich ihn selbst dort eingepflanzt habe, nicht nur dadurch abstatten will, daß er andern Begabungen zu helfen trachte, sondern auch durch die Bereitschaft, mir »die Augen zu öffnen«, hat dies mit allzu rauher Hand besorgt. Denn abgesehen davon, daß ich noch mit geschlossenen Augen mehr sehe als mir angenehm ist, kann ich ihm den Vorwurf nicht ersparen, daß er mir, ehe er mein Plagiat an der Offenbarung des Johannes enthüllte, keinerlei Möglichkeit einer Erklärung oder Aufhellung meiner Tat gegeben hat. Ja, er hat sich nicht einmal mit dem Zaunpfahl begnügt: Karl Kraus scheint Johannes bestohlen zu haben, er rechtfertige sich!, sondern ist gleich in medias res gegangen. Es ist ein Wunder, daß ich noch lebe. Aber ich hab's wohl nicht anders verdient und es stünde mir schlecht an, ihn für das eigene Vergehen zu kreuzigen. Während sich ~~aber~~ sämtliche Spieße gegen mich umdrehen lassen, macht die Schuldfrage im Falle Kulka allmählich einer Verdienstfrage im Falle Jean Paul Platz, und was Ehrenstein noch unbeantwortet ließ, gelangt durch die Verteidigung, die nunmehr Kulka selbst in die Hand nimmt, zu einer Entscheidung, nach der sich die Frage, wer der Anwärter auf den nächsten Schillerpreis ist, erübrigt. Was war mir nicht alles unbekannt, als ich so blind dem bloßen Augenschein traute! Der Gefährte des Herrn Ehrenstein, der mich mit Verwendung meines Wortes »Richter und Henker« nennt, weil ich seine Methode, Jean Paul in die Literatur zu bringen, unstatthaft fand, schildert die Kämpfe, die er um seinen Autor mit »Verlegern und Editoren, die er unvordringlich, doch unablässig ermahnte«, zu bestehen hatte, bis es ihm endlich gelang, »eine Abschrift aus den Paragraphen 32, 33 und 40 der ‚Vorschule der Ästhetik' in der Verbindung mit seinem Namen unter dem Titel ‚Der Gott des Lachens'« durchzudrücken. Oder vielmehr, wie er deutlicher sagt, »durch seinen höchst anonymen Autornamen ein Meisterwerk zur rechtmäßigen Wirkung zu bringen«. Oder, wie er in einer Berichtigung sagt: »Es ist

unwahr, daß Kulka das aus Jean Paul abgeschriebene Kapitel mit vollem Namen gezeichnet hat. Wahr ist vielmehr, daß der von Georg Kulka der Redaktion der ‚Blätter des Burgtheaters' anonym vorgelegten Abschrift aus Jean Pauls ‚Vorschule der Ästhetik«, unter seine höchst anonymen Autornamen gestellt, es zu verdanken ist, daß Jean Pauls Gedanken über den Humor öffentlich und wirksam wurden.« (Wobei es übrigens auch wahr ist, »daß die Öffentlichkeit, soweit sie von dem Tatbestand Kenntnis hat, die Partei Georg Kulkas ergriffen hat«.) Der Gott des Lachens hätte sein Vergnügen an dieser Version, denn er würde fragen, warum Herr Kulka, um Jean Paul zu helfen, nicht lieber ein Pseudonym für Kulka gewählt hat, wenn schon das für Richter die Aufnahme der Arbeit nicht sichern konnte. Item, Herr Kulka behauptet, daß ich ihn verleumdet, aber auch darin gelogen habe, daß er nicht »seit«, sondern »vor etlichen Jahren« der Verehrende, ich jedoch »der dankende« war. Selbstverständlich lege ich die Verehrung, die ich mindestens bis in den Herbst 1919 erstrecken zu dürfen glaubte, dankend nieder. Er spricht heute von der »Tintenspur meiner Nadererhände« und ich will den Gott des Lachens nicht in Versuchung bringen mit den Dokumenten, in denen sich mir die Tintenspur des Herrn Kulka offenbart hat, ehe ich seine Abschreiberhände zu fassen bekam. Er veröffentlicht eine Erklärung einiger Literaten und anderer Komödianten, die ihm seine Ehrlichkeit attestieren, aber nichts als ihr Mißverständnis eines Satzes von mir beweisen. Ferner erfahren wir, daß eine Abschreiberin das Honorar für die Abschrift empfangen hat; sie heißt Schreibstein. Dann erfolgt die Kundgebung eines Mannes, der behauptet die Lage zu kennen, die »Wortdiarrhöe Krausens ridikül« zu finden, und daß damit die Sache für ihn erledigt sei. Der Mann, der bei dieser Gelegenheit in die Literatur eintritt und dessen Name zum erstenmal genannt wird, hat sich ihn gemacht. Jedenfalls auch ein neuer Mann, von dem man vorläufig nicht mehr erfährt, als daß er, wie aus dem Datum hervorzugehen scheint, den Sommer in Unterach verbracht hat. Immerhin zeigt sich die Klaue, und man wird doch da sehn. Hierauf behauptet Kulka, der nun fein heraus ist, daß ich, »der nur die Unversehrtheit seines eigenen Besitzes respektiert wissen will«, in einer seiner Dichtungen »wie ein Horthybandit gehaust« habe, wobei ihm nicht einmal der Witz einfällt, daß es, da es sich

um die Dichtung »Budapest, 1. Mai 1919« handelt, bloß eine tragische Konsequenz sei. Aber er tut mir Unrecht. Ich habe an die Korrektur seiner Zitate die erdenklichste Mühe gewendet und noch geschildert, was ich alles zu reparieren hatte, da der Setzer bloß an der Hand meines unleserlichen Manuskripts und ohne das Leitseil eines Sinnes ganz andere expressionistische Wendungen gesetzt hatte. Daß schließlich bei der allergrößten Sorgfalt »Formenverhülltes« statt »Formenerfülltes« stehen geblieben ist, wodurch der Grundgedanke zum Glück nicht gelitten hat, muß entschuldigt werden, und daß hinter dem Titel einer Dichtung ein Punkt steht, hat gewiß kein Leser bemerkt, der ja sogar darauf eingestellt war, ihn hinter einem Und zu lesen. Kulka findet freilich, daß mir, der »nie ein Gedicht, sondern im Gegenteil Worte in Versen geschrieben hat«, die Beziehung zum Wort mangle. So belehrt er mich, daß seine Bezeichnung Gottes als eines »wunden Zwergs« nichts mit Ehrenstein zu tun habe, der doch im Gegenteil Gott »wundverstümmelt . . totengroß« daliegen läßt, und daß das Wort »steil«, dessen Verbindung mit allem, was von Natur nicht steil ist, ich den Literaturbuben verübelt habe, zwei Jahrhunderte alt sei. Sodann meint Kulka, er unterscheide sich von mir »durch die Genügsamkeit, keines Waschzettelangestellten zu bedürfen«. Was oder wen er damit meint, ist jedoch undurchsichtig wie ein Vers von ihm und nur so viel ist klar, daß dahinter irgendetwas maßlos Unanständiges verborgen sein muß, ganz in der Linie dieser Literaturjungen, die für alles eher verantwortlich gemacht werden können als für das, was von ihnen ist. Sollte seine Behauptung, daß er nicht »Lektor des Verlags Strache« sei, auf Wahrheit beruhen, so könnte die Strafanzeige des Burgtheaters, die ihn unter dieser Adresse anführt, die Ermittlung der richtigen erschweren. Sicher sagt er die Wahrheit, wenn er meine Berufung auf den Stil des »achtzehnten« Jahrhunderts durch die Feststellung korrigiert, daß das Werk Jean Pauls am 16. Juli 1804 beendet wurde und somit tatsächlich schon ins neunzehnte Jahrhundert gehört. Ebenso treffend — und dem Gott des Lachens ein Labsal — erscheint die Angabe, daß er durch ein im Plagiat sorgfältig angebrachtes Kryptogramm »den Namen des Schöpfers in die entlehnte Schöpfung wieder eingefügt« habe. Nämlich durch die »Erwähnungen J o h a n n (Nestroys) und P a u l (Baudischs) mit dem im Hinaus auf Strindbergs Advent verborgeneren R i c h t e r«.

Der letztere ist tatsächlich verborgener als die andern und selbst ein Kenner von Strindbergs Advent dürfte erst durch Kulka auf die pikante Absicht aufmerksam geworden sein. Indes ist vielleicht Kulka selbst erst nachträglich darauf gekommen, was für ein feiner Streich ihm da gelungen ist, wobei nur bedauerlich bleibt, daß Jean Paul Friedrich Richter nicht Johann heißt oder vielmehr Nestroy nicht Jean und für den Friedrich sich überhaupt keine Analogie gefunden hat, so daß eigentlich nur die Reklame für den Paul resultiert. Leider war Kulka durch »eine Kette technischer Umstände« gezwungen, es bei diesem kryptogrammatischen Bekenntnis bewenden zu lassen«, das freilich, um das Pech voll zu machen, der Natur der Sache entsprechend nicht so offen zu Tage liegt wie seine grammatischen Neckereien. Er wollte aber »ein offenes Eingeständnis törichter Leidenschaft samt einer tätigen Reue« — als die man sich doch nur die Unterlassung jeder literarischen Tätigkeit vorstellen könnte — dem elften Heft der ‚Blätter des Burgtheater' vorbehalten, an denen mitzuarbeiten ihm Herr Ehrenstein, ein Kenner besserer Gelegenheiten, so sehr verübelt. »Nun ists zu spät«; denn ich bin dazwischengetreten und wie jener behauptet, weil ich »vorzeitig«, durch Zwischenträgereien, von dem Plan Kulkas, etwas für Jean Paul zu tun, erfahren hatte. Unverständlich wie so vieles bleibt dabei der Vorsatz, tätige Rede zu üben für etwas, dessen man sich nicht zu schämen hat und was in einem Privat-Manifest gar als eine Tat der »Selbstverleugnung« gerühmt wird, während man freilich bisher geglaubt hat, daß es sich um einen Akt von Jean Paul-Verleugnung handelt. Er habe, erfahren wir nun, dabei »seine Namenlosigkeit aufs Spiel gesetzt«, während man freilich bisher geglaubt hat, sein Vergehen sei im Gegenteil darin begründet, daß er Jean Paul unter seinem vollen Namen veröffentlicht habe. Aber all dies wird nicht imstande sein, über meine Plagiate hinwegzutäuschen. Denn ich habe nicht bloß, wie Ehrenstein bewiesen hat, die Offenbarung Johannis benützt, sondern auch — und da ist mir Kulka dahinter gekommen — Rückert. Wieder ist der Nachweis evident — rechts und links, ganz in meiner Art, zu überblicken:

Karl Kraus:	**Rückert:**
Die Weisheit des Brahmanen	Sprüche und Widersprüche
Man lebt nicht zweimal, und wie groß ist deren Zahl, / Die leben auf der Welt auch einmal nicht einmal.	Man lebt nicht einmal einmal.

Ein artiges Quiproquo, versteht sich. Aber es sitzt. Es kommt eben alles heraus. In mehr als zwanzig Jahren habe ich so etwa fünfhunderttausend Zeilen geschrieben, von denen man — bis auf die Apokalypse — bisher geglaubt hat, sie seien alle von mir. Muß es mir einfallen, damals als ich Sprüche und Widersprüche schrieb, die Weisheit des Brahmanen, die mir bis dahin unbekannt war, aufzuschlagen und zu schauen, ob ich mir nicht noch eine Zeile herausschinden kann. Zehn Jahre sind seither verflossen und ich hatte mich schon wirklich in Sicherheit gewiegt. Kulka sagt in seinem Manifest, ich hätte diese »verwandten Gedankengänge durch keine Demut je gesühnt«. Das ist hart. Doch Kulka irrt. Der nächsten Auflage wollte ich ein offenes Geständnis törichter Leidenschaft samt einer tätigen Reue vorbehalten. Nun ists zu spät. Vergebens wäre selbst mein Bemühen, der literarischen Welt zu beweisen, daß meine fünf Worte besser und überhaupt etwas anderes sind als die zwei schlechten Verse Rückerts. Mir bliebe höchstens die Ausrede, daß ich gezwungen war, durch meinen höchst anonymen Autornamen ein Meisterwerk zur rechtmäßigen Wirkung zu bringen, weil ich durch Jahre, Verlage und Editoren unvordringlich, doch unablässig ermahnend, einen Kampf für Rückert geführt habe. Und doch könnte ich schwerlich beweisen, daß ich meinen Rückert so in der Westentasche habe wie Kulka seinen Jean Paul. Er hat, um mich vollends zu schlagen, eine Beziehung Jean Pauls zu einem »Regierungsrat Kraus« entdeckt, der »für den Nachdruck geschrieben hatte« und mit dem trotzdem Jean Paul »niemals wieder etwas zu tun haben wollte«. Die Analogie mit mir ist also auffallend. Ich könnte nichts ähnliches im Rückert finden. Dagegen schwöre ich beim Gott des Lachens, daß dieser bei Jean Paul selbst vorkommt und zwar — ein Jean Paul-Forscher wird es bestätigen — in § 26 der ihm speziell bekannten »Vorschule der Ästhetik«, nur wenige Seiten vor dem § 32, unter »Definitionen des Lächerlichen«:

Die alte Definition von Aristoteles . . . steht wenigstens auf der Bahn des Ziels, wiewohl nicht am Ziele, nämlich diese, daß das Lächerliche aus einer unschädlichen Ungereimtheit entstehe. Aber weder die unschädliche der Tiere noch die der Wahnsinnigen ist komisch, noch die größten ganzer Völker sind's, z. B. die der Kamtschadalen, welche ihren Gott Kulka seinen eigenen gefrornen Unrat für eine Schönheitsgöttin der Liebe vor dessen Auftauen halten lassen.

Notizen

In Nr. 521—530 und Nr. 544/545 wurde über die Angelegenheit des unbefugten Nachdrucks aus der Fackel berichtet, den sich das Blatt ‚The Word' im Haag, angestiftet von der Berliner ‚Deutschen Montagszeitung', und über den Raub, den sich diese selbst erlaubt hatte. Die pazifistische holländische Zeitung — Krieg ist Krieg, doch Blatt ist Blatt — hat auf das Ersuchen vom 16. November 1919, zehn holländische Gulden den deutschösterreichischen Kriegsbeschädigten zuzuwenden, die Quelle des Nachdrucks nachzutragen und den störendsten Druckfehler zu korrigieren, nicht geantwortet, und ein juristischer Zwang zur Erfüllung dieser begreiflichen Wünsche war untunlich. Auch das Berliner Blatt hat auf das Schreiben vom 12. Februar 1920 nicht reagiert, in diesem Falle war aber sowohl die Strafanzeige wie die Zivilklage möglich. Der Stand der Angelegenheit ist nun der folgende:

Berlin, den 14. Mai 1920.

Auf Vorladung erscheint Curt Emil Pabst und gibt, mit dem Gegenstande seiner Vernehmung bekannt gemacht und zur Wahrheit ermahnt, zu Protokoll:

Ich bestreite, mich strafbar gemacht zu haben. Vor dem Nachdruck des Artikels habe ich den p. Kraus in einem Briefe um die Nachdruckerlaubnis gebeten und ihm geschrieben, daß ich mit seiner Erlaubnis rechne, wenn kein ablehnender Bescheid von ihm eingehe. Da von ihm keine Antwort kam, mußte ich sein Einverständnis voraussetzen.

Er verlangte später Nachdruckshonorar, das ich bei dem Verlag der Montags-Zeitung angewiesen habe. Sollte der Betrag noch nicht abgeschickt worden sein, so werde ich die sofortige Absendung veranlassen.

v. g. u.
gez. Curt Pabst gen. Weisse
g. w. v.
beglaubigt gez. Standke, Krim.
Wachtmeister 3573 — Halleschestr. 22
gez. Unterschrift
Sekretär

Wien, 22. Juni 1920.

Ich habe niemals ein Schreiben des Beklagten erhalten, worin er um die Nachdruckserlaubnis bittet und mitteilt, daß er mit dieser Erlaubnis rechne, wenn kein ablehnender Bescheid von mir eingeht.

Ein solcher ablehnender Bescheid von mir ist nur deshalb bei ihm nicht eingegangen, weil bei mir nie seine Bitte um Erlaubnis eingegangen ist. Wäre dies der Fall gewesen, so hätte ich die Erlaubnis des Nachdrucks und gar eines solchen ohne Quellenangabe, der mich als Mitarbeiter der Zeitung des Beklagten erscheinen läßt, ganz entschieden verweigert. Hätte der Beklagte einen Brief mit der praktischen Klausel, daß er aus dem Schweigen auf die Zustimmung schließen werde, wirklich geschrieben, so müßte er dies durch Vorlage eines Aufgabescheines beweisen können. Aber selbst dann würde, da die Post meine Empfangsbestätigung nicht vorzulegen vermöchte, die Tatsache eines Briefes, der aus meinem Schweigen ein Recht ableitet — auch eingeschriebene Sendungen können ja in Verlust geraten —, das Verschulden des Beklagten keineswegs aufheben. Ich bin jedoch überzeugt, daß er einen solchen Brief nie abgeschickt hat, weder eingeschrieben noch auch uneingeschrieben, was, wäre es der Fall und hätte der Beklagte dafür Zeugen oder eine Kopie als Beweis dafür, daß der Brief geschrieben wurde, völlig irrelevant wäre, da der Absender sich mindestens hätte vergewissern müssen, ob ich den Brief auch erhalten habe. Es wird dem Beklagten nicht gelingen, mehr als mein Schweigen zu beweisen, das ich zugebe, das aber ausschließlich aus meinem Nichtwissen um den Plan des Beklagten zu erklären ist. Hätte ich auch nur eine Ahnung gehabt, so wäre ich ihm ganz gewiß in den Arm gefallen.*)

Ebenso unzulänglich wie die Post scheint auch die seinem Einfluß doch noch zugänglichere Administration des Beklagten zu funktionieren. Er will auf mein Verlangen das Nachdruckshonorar »angewiesen« haben und es ist, was er erst aus der Zustellung der Klage erfuhr, nicht abgeschickt worden. Das heißt, der Beklagte nimmt selbst dies nicht als ganz sicher an, sondern räumt die Möglichkeit ein und will die Absendung veranlassen, falls der längst angewiesene Betrag noch nicht abgeschickt wäre. Aber wie ich überzeugt bin, daß der Beklagte nie einen Brief an mich geschrieben hat, so bin ich überzeugt, daß er nie ein Nachdruckshonorar angewiesen hat, das ich auch bis heute, fünf Wochen nach der Vernehmung des Beklagten, nicht erhalten habe. Wenn er dies nunmehr nachträgt, so hat er nur einen Teil meines Begehrens erfüllt und sein Unrecht nur teilweise gutgemacht, da ich ja auch die ausdrückliche Erklärung in seiner Zeitung verlangt habe, daß er unter dem von ihm gewählten Titel »Aufbau« keinen Originalbeitrag, sondern einen widerrechtlichen Nachdruck ohne Quellenangabe veröffentlicht hat.

K. K.

---

*) Wozu nachträglich noch bemerkt sei, daß selbst der empfangene, aber nicht beantwortete Brief kein Recht des Absenders begründen würde, das eben nur auf der positiven Zustimmung beruht. Zum Abschluß des Vertrags genügt der einseitige Vorschlag keineswegs. »Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt« bedeutet kein Rechtsverhältnis.

Gesch. No. 72. C. 260. 20
3

In Sachen des Schriftstellers Karl Kraus in Wien, Hintere Zollamtstraße 3

Klägers

gegen den Schriftsteller Kurt Papst Weisse in Berlin, Königgrätzerstraße 40/41

Beklagten

hat das Amtsgericht Berlin-Mitte, Abtlg. 73 durch den Amtsgerichtsrat Wunderlich für Recht erkannt:

Der Beklagte wird verurteilt, an den Kläger Mk. 200·— (zweihundert Mark) nebst 4% Zinsen seit 15. Dezember 1919 zu zahlen.

Die Kosten des Rechtsstreits werden dem Beklagten auferlegt. Dieses Urteil ist vorläufig vollstreckbar.

gez. Wunderlich

Vorstehende Ausfertigung wird dem Kläger zum Zwecke der Zwangsvollstreckung erteilt.

Berlin, den 24. Juni 1920.

gez. Unterschrift
Gerichtsschreiber des Amtsgerichts.

Da an den Berliner Rechtsanwalt 100 Mark bezahlt wurden, ist dem Zentralverband der deutschösterreichischen Kriegsbeschädigten der Betrag von 428·47 Kronen überwiesen worden.

Die im »Verlag der Schriften« erschienenen Ausgewählten Gedichte enthalten:

Vallorbe / Aus jungen Tagen / Vor einem Springbrunnen / Zwei Läufer / Verwandlung / Wiese im Park / Abschied und Wiederkehr / Grabschrift / Zwei Soldatenlieder / Vision des Erblindeten / Der Bauer, der Hund und der Soldat / Gebet / Wiedersehn mit Schmetterlingen / Flieder / Zuflucht / Abenteuer der Arbeit / Fahrt ins Fextal / Als Bobby starb / »Alle Vögel sind schon da« / Jugend / An einen alten Lehrer / Sonnenthal / Vor dem Einschlafen / Der Ratgeber / Bekenntnis / Der Reim / Der Irrgarten / Memoiren / Sehnsucht / Auferstehung / Verlöbnis / Phantasie an eine Entrückte / Wollust / An eine Falte / Halbschlaf / Suchen und Finden / Furcht / Ich habe einen Blick gesehn / Grabschrift für ein Hündchen / An den Schnittlauch / Mit der Uhr in der Hand / Absage / Der sterbende Soldat / Die Raben / Die weiblichen Hilfskräfte / Gebet an die Sonne von Gibeon / Landschaft / Der tote Wald / Zum ewigen Frieden /

Es werde Licht / Der Siebenschläfer / Die Schwärmer / Rückkehr in die Zeit / Traum vom Fliegen / Slowenischer Leierkasten / Vor dem Schlaf / Bange Stunde / Leben ohne Eitelkeit / Magie / Traum / Der sterbende Mensch / Unter dem Wasserfall.

In Nr. 508—513, in der Rede am Grabe Peter Altenbergs S. 9, Z. 3 ist statt »jenen«: *jenem* und (leider auch im Sonderdruck) S. 10, Z. 3 v. u. statt »daß«: *das* zu lesen.

In Nr. 514—518, S. 23, Z. 4 u. 5 v. u. statt »Bühne des des Deutschen«: *Bühne des Deutschen;* S. 26, Z. 12 v. u. statt »Feldherrn«: *Feldherren.*

In Nr. 521—530, S. 57, Z. 15 v. u. statt »jenen«: *jene.*

In Nr. 531—543, S. 44, Z. 7 statt »Januar«: *Februar;* S. 54, Z. 3 v. u. statt »chistlichsozialen«: *christlichsozialen.*

In Nr. 546—550, S. 23, Z. 12, statt »abgetackelt«: *abgetakelt;* S. 36, Z. 13 v. u. statt »ihm«: *ihnen;* S. 52, Z. 20 ist die Reihenfolge der Worte »Abwärtsdrängen« »Aufwärtsdrängen« umzukehren.

In Nr. 551, S. 10, Z. 7 v. u. ist anstatt ‚wirklich, mit' zu lesen: *wirklich mit* (ohne das Komma); S. 15 in der vorletzten Verszeile anstatt ‚versündigt,': *versündigt* (ohne das Komma).

Mittlerer Konzerthaussaal, 3. Oktober halb 7 Uhr:

I. Vorbemerkung / Die letzten Tage der Menschheit: Szenen aus der Buchausgabe [Manuskript]: Der Optimist und der Nörgler (Prognosen) / Am Ballplatz / Wagenknecht, Sedlatschek und Hans Müller [neu bearbeitet; Nebenfiguren: Ein Fiaker, Eine Prostituierte, Mendel Singer, Sieghart, Ein Mann, der sich bückt, um einen Zigarrenstummel aufzuheben] / Eine unter das Kriegsdienstleistungsgesetz gestellte Fabrik / Kastelruth / Der Optimist und der Nörgler (Man darf nicht generalisieren) / Winter in den Karpathen. — Brief von Rosa Luxemburg [mit Vorbemerkung]*) — Baracke in Sibirien (Szene). — Heimkehr und Vollendung.

II. Dichterschule. — Die Gefährten [Manuskript]. — Apokalypse. — Während der Somme-Schlacht (Szene). — Inschriften: Prestige. Der Funktionär. Umsturz. Zusammenhänge. Franz Joseph. Der Letzte. Wohnungswechsel. — Der Optimist und der Nörgler (Feldpostbriefe).

Ein Teil des Ertrags dieser Vorlesung für verschiedene Wohlfahrtszwecke.

Auf dem Programm:

Wer zu der heutigen Vorlesung zu spät kommt und dadurch die Anwesenden stört, liest auch diese Anmerkung

*) Aus Nr. 546—550.

zu spät und wird deshalb erst das nächste Mal zurechtkommen. Dagegen ist auch innerhalb der heutigen Vorlesung noch Zeit genug, denjenigen zu warnen, der etwa die Absicht hat, die Anwesenden am Schlusse zu stören, indem er den Saal verläßt, um mit der Garderobe wiederzukehren. Gegen solche, die gar mitten in der Vorlesung die Anwesenden stören wollten, würden sich diese selbst zu schützen wissen.

*

Vorbemerkung:

Die Buchausgabe der »Letzten Tage der Menschheit«, vielfach verändert und vermehrt, habe ich in diesem Sommer vollendet, sie befindet sich im Druck und wird vor dem neuen Jahr erscheinen, wenn nicht inzwischen ihr Inhalt seine Fortsetzung in unser Leben findet, ihr Blut sich nicht auf die Gasse ergießt und sich nicht bis dahin Ereignisse zutragen, die abzuwenden oder herbeizuführen der Wahl jedes Menschen in Wien anheimgestellt ist. Gebe Gott, daß die Dummheit der Wiener Zeitungsleser nicht an die Ehrlosigkeit der Wiener Zeitungen heranreicht und der dumme Kerl von Wien, der nichts gelernt, aber alles vergessen hat, doch nicht in den meisten Wiener Häusern wohnt und uns dem Schicksal ausliefert, in unserem entkräfteten Zustand uns wieder die Gut- und Blutegel ansetzen zu lassen! Lieber in der Republik verhungern, als in einem Kaiserreich das gleiche tun! Denn ich bin zwar überzeugt, daß die Geistigkeit der Leser der Reichspost der Verlockung durch eine Restauration der Habsburger nicht so sehr wegen der Habsburger als wegen der Restauration erliegen würde. Aber es wird eine Täuschung sein!

* * *

Mittlerer Konzerthaussaal, 9. Oktober, halb 7 Uhr:

I. Die Riesentanne [Manuskript]. — Vorbemerkung*). — Die letzten Tage der Menschheit [zum Teil Manuskript]: Der Optimist und der Nörgler (Berchtolds Bild) / Ein Generalstäbler am Telephon / Im Landesverteidigungsministerium / Im Kriegsministerium / ~~Monolog der Schalek und Chor der Offiziere~~ / Kastelruth / Der Optimist und der Nörgler (Man darf nicht generalisieren) / Winter in den Kalpathen. — Brief von Rosa Luxemburg (mit Vorbemerkung**). — Baracke in Sibirien / — Heimkehr und Vollendung.

*) Siehe S. 27.

**) Aus Nr. 546—550.

zu spät und wird deshalb erst das nächste Mal zurechtkommen. Dagegen ist auch innerhalb der heutigen Vorlesung noch Zeit genug, denjenigen zu warnen, der etwa die Absicht hat, die Anwesenden am Schlusse zu stören, indem er den Saal verläßt, um mit der Garderobe wiederzukehren. Gegen solche, die gar mitten in der Vorlesung die Anwesenden stören wollten, würden sich diese selbst zu schützen wissen.

*

Vorbemerkung:

Die Buchausgabe der »Letzten Tage der Menschheit«, vielfach verändert und vermehrt, habe ich in diesem Sommer vollendet, sie befindet sich im Druck und wird vor dem neuen Jahr erscheinen, wenn nicht inzwischen ihr Inhalt seine Fortsetzung in unser Leben findet, ihr Blut sich nicht auf die Gasse ergießt und sich nicht bis dahin Ereignisse zutragen, die abzuwenden oder herbeizuführen der W a h l jedes Menschen in Wien anheimgestellt ist. Gebe Gott, daß die Dummheit der Wiener Zeitungsleser nicht an die Ehrlosigkeit der Wiener Zeitungen heranreicht und der dumme Kerl von Wien, der nichts gelernt, aber alles vergessen hat, doch nicht in den meisten Wiener Häusern wohnt und uns dem Schicksal ausliefert, in unserem entkräfteten Zustand uns wieder die Gut- und Blutegel ansetzen zu lassen! Lieber in der Republik v e r h u n g e r n, als in einem Kaiserreich das gleiche tun! Denn ich bin zwar überzeugt, daß die Geistigkeit der Leser der Reichspost der Verlockung durch eine Restauration der Habsburger nicht so sehr wegen der Habsburger als wegen der Restauration erliegen würde. Aber es wird eine Täuschung sein!

* * *

Mittlerer Konzerthaussaal, 9. Oktober, halb 7 Uhr:

I. Die Riesentanne [Manuskript]. — Vorbemerkung*). — Die letzten Tage der Menschheit [zum Teil Manuskript]: Der Optimist und der Nörgler (Berchtolds Bild) / Ein Generalstäbler am Telephon / Im Landesverteidigungsministerium / Im Kriegsministerium / Kastelruth / Der Optimist und der Nörgler (Man darf nicht generalisieren) / Winter in den Karpathen. — Brief von Rosa Luxemburg (mit Vorbemerkung**). — Baracke in Sibirien. — Heimkehr und Vollendung.

---

*) Siehe oben.

**) Aus Nr. 546—550.

WIENER STADT- UND LANDES-BIBLIOTHEK

II. Czernin (aus dem »Nachruf«, mit Vorbemerkung). — Während der Somme-Schlacht / ~~Der Optimist und der Nörgler (Was suchen wir in Albanien)~~ / Erzherzog Friedrich. — Inschriften: Zusammenhänge. Franz Joseph. Der Letzte. Mord in Ungarn. — Druckfehler in einer Verlustanzeige der ungarischen Regierung [Manuskript]. — Gespräch mit dem Monarchisten. — Inschriften: Umsturz. Militarismus. Wohnungswechsel. Nibelungentreue. — ~~Der Optimist und der Nörgler (Feldpostbrief)~~. — Schluß des »Nachrufs« (mit Vorbemerkung*).

Ein Teil des Ertrags dieser Vorlesung für das »Haus des Kindes«.

*) Siehe Nr. 546—550, S. 25.

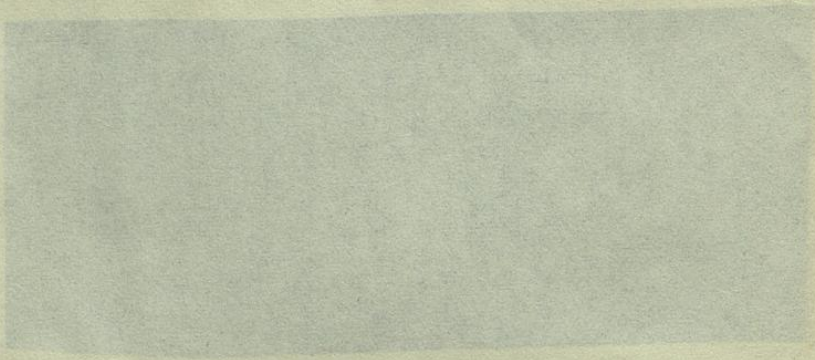
II. Czernin (aus dem »Nachruf«, mit Vorbemerkung). — Während der Somme-Schlacht / ~~Der Optimist und der Nörgler (Was suchen wir in Albanien)~~ / Erzherzog Friedrich. — Inschriften: Zusammenhänge. Franz Joseph. Der Letzte. Mord in Ungarn. — Druckfehler in einer Verlustanzeige der ungarischen Regierung [Manuskript]. — Gespräch mit dem Monarchisten. — Inschriften: Umsturz. Militarismus. Wohnungswechsel. ~~Nibelungentreue~~ — ~~Der Optimist und der Nörgler (Feldpostbriefe)~~ — Schluß des »Nachrufs« (mit Vorbemerkung*).

Ein Teil des Ertrags dieser Vorlesung für das »Haus des Kindes«.

*

Vorbemerkung zu »Czernin«:

Ich würde mich schämen, wenn ich auch nur vor einem Menschen in diesem Saal gesprochen hätte, dessen Verstand und Charakter ihn nicht davor bewahren würde, zum Wähler des Grafen Czernin herabzusinken, eines Menschen, der die Stirn hat, anstatt vor einen internationalen Gerichtshof vor den Wiener Mittelstand zu treten. Doch aus Besorgnis, daß die nächste Wahlurne die Aschenurne der Republik sein könnte, will ich es nicht unterlassen, vorzulesen, was ich im »Nachruf«, Januar 1919, geschrieben habe, als jener Czernin ~~einen ersten Anlauf~~ nahm.

*

*) Siehe Nr. 546—550, S. 25.